

# Prekäre Arbeit – prekäres Leben

Petra Gerstenkorn · Holger Menze

Bildung  
Wissenschaft  
Forschung

**B.** die besonderen

ver.di

Vereinte  
Dienstleistungs-  
gewerkschaft



*Konzept der Fotoausstellung „Prekäres Leben – Prekäre Arbeit – Prekäre Zukunft“* Manfred Semmler · *Armut und Reichtum – die soziale Ungleichheit in Deutschland* Prof. Christoph Butterwegge · *Doppeltes Lottchen: Prekäre Arbeit und prekäres Leben* Christina Klenner · *„Spielregeln“ der Hartz-Gesetze fördern prekäre Beschäftigung* Wilhelm Adamy · *Bundesagentur für Arbeit: Wer kritisch fragt, fliegt raus* Marcel Kallwass · *Pädagogische Wanderarbeiter* Roland Kohsiek · *Prekarität heißt: Arbeiten und Leben auf Bewährung* Prof. Klaus Dörre · *Kultur der Beschämung* Jens Becker · *Zehn Jahre Kampf für den gesetzlichen Mindestlohn* Frank Bsirske · *Ein überaus beschäftigter Arbeitsloser* Annette Jensen · *Lieber Brotjob als Ausbeutung* Moritz Pohl · *„Diese Jobs sind ein Problem“* Interview mit Günter Wallraff · *Ein gepflegter Kopf hat seinen Preis – der lange Weg zum Mindestlohn für Friseure* Ute Kittel · *„Das ist wirklich Fließband: Kunde, Kunde, Kunde“ – Arbeiten im Callcenter* Prof. Hajo Holst · *Europa im Prekaritätsstrudel* Wolfgang Uellenberg · *Das Märchen vom freien Handel* Dierk Hirschel · *Kein Kapitalismus ohne Prekarität* Interview mit Prof. Andrea Komlosy

*Beiträge und Kurzgeschichten unserer Kolleginnen und Kollegen:*  
Malte Borsdorf · Gwenjen · Ingolf Seiß · M. Ahrens · Martina Müller · Albert Weisshaar · Martina Eggert · Sabine · Anna Auguste Wilbertz · Hans J. Siebold · Jenny Kühne

## Lieber Brotjob als Ausbeutung

Moritz Pohl

*Moritz Pohl, 29 Jahre, lebt in Köln. Auf seiner Homepage [moritzpohl.de](http://moritzpohl.de) finden sich Auszüge aus dem Blog „maxpohl.com“ und einige Eindrücke seines Kunstschaffens.*

Ich hatte einen Masterplan: Weil ich mich nicht traute, freie Kunst zu studieren, schrieb ich mich für Germanistik und Philosophie ein. Mit dem Abschluss wollte ich mir einen ordentlich bezahlten Job suchen, vielleicht eine Halbtagsstelle oder eine freie Mitarbeit. In der restlichen Zeit würde ich Kunst machen. Ich hielt das für einen guten Plan, weil ich schon am eigenen Leib erfahren hatte, dass klassische Brotjobs sehr kräftezehrend sind. Nach langen Tagen auf dem Bau hatte ich kaum noch Energie, um kreativ zu sein. Nein, Brotjobs sind nichts; sie rauben einem die Energie für das, wofür man sie macht!

Im Frühjahr 2013 beendete ich mein Studium mit einem sehr guten Bachelorabschluss. Endlich! Weil ich nicht voll dahinter stand, hatte ich mich phasenweise ziemlich gequält. Umso größer war meine Freude, als es vorbei war. Sofort begann ich mit der Jobsuche in meiner Wunschbranche, dem Journalismus. Zu formulieren war mir schon immer leicht gefallen und meine Texte waren stets gelobt worden.

Ich schrieb privat viel, und auch im Studium hatte ich einen Fokus auf die handwerklichen Aspekte von Texten gelegt, war sogar Tutor für Essay-Schreiben geworden.

Schon kurz nach dem Abschied von der Uni fand ich ein Praktikum bei einem kleinen, lokalen Kulturmagazin. Die Bedingungen hörten sich im Vergleich zu einer Hand voll anderer Angebote überragend an: Es sollte ein Jahr dauern und das Gehalt sollte sich von 400 Euro in den ersten Monaten sukzessive steigern. Dazu sollte der Posten der Büroleitung – so etwas wie die Chefredaktion – in absehbarer Zeit frei werden. Das Praktikum war als Vorbereitung auf diese Stelle ausgelegt. Natürlich nahm ich an.

In den ersten Tagen war ich schwer beeindruckt, nun Teil eines Mediums zu sein, das von vielen tausend Menschen gelesen wird. Ich schrieb voller Euphorie erste kleine News für die Internetseite und redigierte Texte. Abends war ich noch so fit, dass ich Zeit für meine eigenen Projekte hatte. Aber der positive Anfangseindruck hielt nicht lange. Ich merkte bald, dass ich in einer chaotischen Klitsche gelandet war. Der Verlag stand ständig kurz vor der Pleite, die Belegschaft wechselte monatlich und die Anzeigenabteilung akquirierte so gut wie nichts. Viele zugeliferte Texte waren unterirdisch, was man den Verfassern allerdings nicht vorwerfen konnte, weil sie kaum Honorar erhielten.

Über uns Angestellten thronte ein größenwahnsinniger und kontrollsüchtiger Chef, der uns ständig mit unnötiger Bürokratie überhäufte und so jede Initiative zur Verbesserung der Situation abwürgte. So erhielt ich beispielsweise die Aufgabe, so genannte „Kundenmappen“ zu erstellen. Jeder Anzeigenverkäufer musste mir abends einen potenziellen Kunden nennen, den er am nächsten Tag kontaktieren wollte, und ich sollte Informationen über ihn zusammentragen. Doch die Kollegen wussten mit den Mappen nichts anzufangen, da es sich nur um ausgedruckte Homepages handelte – und die hatten sie sich schon selbst angesehen, weil sie sonst die potenziellen Kunden gar nicht als interessant hätten einstufen können.



So fand jeden Abend eine Stunde vor Feierabend dasselbe Spiel statt: Einer der Anzeigenverkäufer kam an meinem Büro vorbei und stöhnte dann: „Scheiße, Du brauchst ja noch den Kunden für die Mappe. Dann mach mal Möbelhaus Soundso – das Ganze ist eh Schwachsinn!“

Als ich nach etwa sechs Wochen gefragt wurde, ob ich die Büroleitung nicht schon früher übernehmen wollte, war mir sofort klar: Auf keinen Fall! Natürlich war es verlockend, so schnell eine Festanstellung im Bereich Journalismus zu ergattern, aber nicht unter solchen Bedingungen. Hinzu kam, dass das Gehaltsangebot einfach nur dreist war: Für eine 40-Stunden-Woche plus regelmäßiger, unbezahlter Wochenendarbeit sollte es 1500 Euro brutto geben.

Ich beendete das Praktikum vorzeitig und jobbte erst mal wieder auf dem Bau. Bei aller Eintönigkeit, Härte und Stumpfheit erschien mir diese Arbeit plötzlich in anderer Hinsicht als paradiesisch: Jede Arbeitsstunde bezahlt und der Tag tatsächlich mit Arbeit gefüllt und nicht mit einer Aneinanderreihung von selbst-reflexiven Diskussionen, Kaffeepausen und schnöden Routinetätigkeiten am PC.

Nebenbei sah ich mich dennoch nach neuen Möglichkeiten in der Medienbranche um. Dabei stieß ich auch auf eine Stellenanzeige des Kölner Verlages Kiepenheuer & Witsch (KIWI). In Aussicht gestellt wurde ein Volontariat in der Presseabteilung, Vollzeit für sechs Monate, Vergütung 500 Euro pro Monat. Ich wunderte mich über das niedrige Gehalt, und wäre nicht auch noch von einem „Verpflegungszuschuss“ die Rede gewesen, hätte ich die Anzeige sicherlich direkt aussortiert. So aber rief ich bei KIWI an.

Am Telefon meldete sich eine Dame. Ich erläuterte ihr den Grund meines Anrufs und erkundigte mich nach der Höhe dieses Zuschusses. Sie wirkte peinlich berührt. Dann erläuterte sie mir: Es gebe kein Geld, sondern Essensmarken aus Papier, die man in umliegenden Geschäften eintauschen könnte – „ganz anachronistisch!“ fügte sie mit einem überreiz-

ten Lachen hinzu. Allerdings dachte ich mir. Dann erfuhr ich den Wert der Marken und fand es nur noch beleidigend: Ein Euro pro Marke und Tag. Ungläubig fragte ich nach, ob es sich tatsächlich um Vollzeitstelle handelte. „Ja, sicher! – Warum?“, entgegnete sie. Um Beherrschung ringend presste ich hervor: „Weil man von 522 Euro im Monat nicht leben kann.“

Die Dame verfiel in einen anscheinend schon einstudierten Sermon: Man wäre sich der Problematik mit den Volontariaten bewusst, aber so wäre es nun mal in der Branche. Früher hätte man gar nichts gezahlt, jetzt zahlte man immerhin 500 Euro. Und die Essensmarken wären eine freiwillige Leistung. Ich entgegnete, dass man damit den Kühlschrank trotzdem nicht voll bekäme; meine Empörung war nun wohl hörbar. Ja, da hätte ich wohl recht, stimmte sie mir zu, aber es wäre aber nun mal so. Wenn man die Stelle nicht anders finanzieren könnte, durch die Eltern oder Ersparnes, dürfte man sie eben nicht antreten. Kiepenheuer & Witsch könnte nun mal nicht mehr zahlen.

Als ich einhakte, war ihre Geduld am Ende. Sie wolle das Problem nicht mit mir diskutieren, beschied sie. Ich müsste wissen, ob ich mich unter diesen Umständen bewerben wollte oder nicht. Ich fragte sie noch, ob denn mit einer Übernahme im Anschluss an das Volontariat zu rechnen wäre. „Nein!“, schoss es aus ihr heraus, „wir sind zwar in letzter Zeit gewachsen, aber das geht nicht.“ Man böte nur ein Volontariat bei einem „renommierten Verlag“.

Ich bedankte mich und legte auf – fassungslos. Um meinem Ärger Luft zu machen, schrieb ich die Episode auf und stellte den Text unter dem Pseudonym „Max Pahl“ auf einen Blog. Zwei Wochen später fand er schlagartig jede Menge Leser: An zwei Tagen besuchten über 15.000 Menschen meine Homepage. Die Kommentarspalte füllte sich genauso rapide wie die Facebook-Seite von Kiepenheuer & Witsch mit empörten Reaktionen. Viele berichteten von ähnlichen Erfahrungen und lobten meinen Schritt, an die Öffentlichkeit

zu gehen. Besonders oft wurde auch erwähnt, dass KIWI Günter Wallraff verlegt.

Der Verlag reagierte schnell. Schon am zweiten Tag des Shitstorms verdoppelte er das Volontärsgehalt auf 1000 Euro. Den Schritt machte Kiepenheuer & Witsch auf der haus-eigenen Homepage bekannt, wobei das alte Gehalt fadenscheinig gerechtfertigt wurde. Leider gelang durch diese Taktik, die Luft aus dem Skandal zu lassen. In den Medien nahm das Thema keine Fahrt auf, nur Spiegel Online, das Börsenblatt und taz online brachten längere Artikel, in denen mein Fall Erwähnung fand.

Von den Reaktionen motiviert und als Stellensuchender ja auch weiter selbst von den Arbeitsbedingungen in der Medienbranche betroffen, befasste ich mich auf meinem Blog in den nächsten Monaten intensiver mit dem Thema und schrieb weitere kritische Texte. Die Leserzahlen entwickelten sich gut, die

Reaktionen waren meistens positiv. Doch nach einem weiteren Praktikum – diesmal bei einer Journalismusagentur – entschied ich, die Medienbranche fortan zu meiden.

Meinem Blog wurde dadurch die Existenzgrundlage entzogen, ich nahm ihn aus dem Netz. Wie ich an einen ordentlich bezahlten Job kommen soll, weiß ich freilich noch nicht. Wahrscheinlich war mein Masterplan Unsinn und mein Studium die falsche Wahl, um meine Existenz zu sichern. Ich bereue es trotzdem nicht: Durch die Beschäftigung mit Philosophie habe ich viel verstanden, was mich gelassener macht in Hinblick auf Sicherheit und Zukunftspläne. Ich lasse die Dinge nun auf mich zukommen: Vielleicht finde ich den perfekten Job, der mir genügend Geld und genügend Freiraum gewährt – vielleicht auch nicht. Bis dahin mache ich nun doch wieder einen Brotjob und lebe so bescheiden, dass auch er mir Zeit und Energie für das Kunst-machen lässt. •

Panagiotis T.  
24 Jahre  
Lagerist

Ich bin in Deutschland geboren.  
Ich bin in Deutschland aufgewachsen.  
Ich spreche Deutsch wie jeder Deutsche.  
Doch zurzeit macht das Amt mir Schwierigkeiten bei der Einbürgerung, weil ich gerade arbeitslos bin.  
Nach meiner Ausbildung hatte ich ein Jahr einen befristeten Teilzeitjob bei einer Sicherheitsfirma.  
Danach eine Stelle als Lagerist, aber die habe ich bei einer Kündigungswelle nach einem halben Jahr wieder verloren. Dann ging es zu einer Leiharbeitsfirma für 8,50 € die Stunde.  
Fahrtkosten wurden nicht gezahlt, auch wenn die Einsatzstelle weit entfernt war. Der Kündigungsdruck in dieser Firma war groß, es traf jeden, der wagte "Nein" zu sagen. Danach eine neue Leiharbeitsfirma. Nach 7 Monaten gekündigt: „Auftragsmangel“.  
Dann arbeitete ich wieder in meinem Beruf.  
Um mich herum waren im Lager nur Leiharbeiter beschäftigt, fast täglich neue. Die Fluktuation war groß. Über dem Lager war eine Fenstergalerie. Dahinter lagen die Sozialräume. Der Chef stand da oft und beobachtete uns. Ich spürte den Druck im Nacken. Das Einzige, was zählte, waren die Liefertermine. Ich wurde nicht übernommen. Vielleicht mache ich jetzt eine Ausbildung zum Lagermeister, auf eigene Kosten.

